



Beilage zur  
**Schwanheimer Zeitung.**  
 Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1917. • Nr. 19

### Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuyß.  
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

**D**er Professor mußte wohl die Gedanken, die Walter bewegten, erraten haben, denn er ließ seinen Arm plötzlich los und weitergehend, sagte er traurig: „Ich hätte es mir denken können, wie du meine Erzählung auffassen würdest, hätte ich deshalb doch lieber geschwiegen.“

„D ich glaube ja jedes Wort,“ stotterte Walter Zernitow und überlegte immer noch, was er reden und was er tun sollte, „ich weiß nur nicht —“ er brach ab.

„Na, gib dir keine Mühe, denn du glaubst mir kein Wort. Schade, Walter, deine jungen Schultern hätten mir ein bißchen von meiner Last abnehmen können“, er sagte es resigniert. „Du hältst mich für verrückt, ich verstehe das sogar, aber ich möchte noch einmal wiederholen: Ich habe den alten Thomas wirklich gesehen. Ich fürchte mich auch nicht mehr vor dem Tod, nein, jetzt nicht mehr, ich ordne sogar alles, damit er jeden Augenblick an mich herantreten kann. Sieh, Walter, deshalb wollte ich auch, dem Willen meiner Frau entgegen, daß Elise schon jetzt deine Braut wird.“

In des jungen Mannes Brust erhob sich ein seltsamer Widerstreit von Gefühlen. Er vermochte die phantastischen Geschichte, die er gehört, keinen Glauben beizumessen, aber dem ruhigen Wesen des Professors gegenüber wollte der Gedanke, in dem Vater des geliebten Mädchens einen Geisteskranken zu sehen, nicht mehr standhalten. Endlich war er mit

sich im reinen: „Verzeih, Vater, daß ich dich meine Zweifel merken ließ, trotzdem das nicht in meiner Absicht lag,“ seine Stimme klang warm und bittend, „ich glaube dir jetzt auch, aber ich denke, es muß sich für das, was du gesehen, eine natürliche Erklärung finden lassen.“

Der Professor seufzte: „Meinst du, ich hätte daran nicht auch

schon gedacht, aber trotz alles Suchens wollte sich eine solche Erklärung nicht finden lassen, doch da drüben,“ seine Rechte deutete über die Straße, „ist der Frankfurter Hof, ich werde mich also jetzt verabschieden.“

„Nein, ich werde dich wieder ein Stückchen geleiten,“ versetzte der Ingenieur, „schlafen kann ich doch nicht nach all dem, was mir der heutige Tag brachte.“

„Dann wollen wir aber, damit du dich nachher leichter zurechtfindest, einen anderen Weg nehmen, der dich, wenn du zurückkehrst, direkt auf dein Hotel zuführt,“ sagte der Professor, „vorhin hatte ich ein paar Umwege eingeschlagen.“

Die beiden Herren bogen um die nächste Ecke und befanden sich nun in der langen Marktstraße, „die sich in gerader Linie bis zur Galerie hinzieht“, wie der Professor dem Jüngeren erklärte.

„Die Galerie, wo du —“

„Ja,“ vollendete der andere, „wo ich den alten Thomas sah.“

Walter Zernitow entging es nicht, daß die Antwort in ziemlich kurzem, abweisenden Tone erfolgte, der Professor trug es ihm also



Frühling in Frutigen. (Mit Text.)

noch nach, daß er vorhin seiner Erzählung mit Mißtrauen begegnet war. Das tat ihm leid und um sein Verschulden wieder gut zu machen, sagte er schnell: „Ich bitte nochmals um Verzeihung, Vater, daß ich deine Erzählung skeptisch aufnahm, ich gebe dir die Versicherung, daß ich jetzt anders urteile und du kannst dir denken, wie lebhaft es mich deshalb interessiert, den Schauplatz der geheimnisvollen Erscheinung kennen zu lernen, noch dazu jetzt, zu dieser Stunde, die dem Schauplatz erst die richtige Milieustimmung für den Geist gibt,“ er lachte leise auf, „vielleicht hast du dich auch vor einem Schatten erschreckt, der von

weitem Ähnlichkeit mit einem kleinen Manne hatte und auch andere sind durch solchen Schatten getäuscht worden.“

Der Professor schüttelte den Kopf und antwortete, er habe den alten Thomas deutlich gesehen, genau so gekleidet, wie auf dem Bild im Direktorenzimmer.

Dann muß es bei der Sache um einen schlechten Will sich handeln, wandte Walter Bernikow ein, und ihren Größelien über diesen Gegenstand nachhängend, wanderten die beiden die Marktstraße hinunter. Auf ihrem ganzen Wege, seit sie die Villa in der Alleestraße verlassen, waren ihnen nur wenige Menschen begegnet. Die Residenzler pflegten früh zur Ruhe zu gehen.

Hinter sich vernahmen die zwei plötzlich schnelle Schritte, die ziemlich dicht an sie herankamen und dann nach der anderen Seite der Straße hinüberdachten. Eine Männergestalt ging drüber in fast rennendem Tempo, so daß sie den Blicken der beiden bald entwand.

„Der biden Figur nach ist es Hofrat von Weiden,“ meinte der Professor, „du wirst ihn beim Jubiläum auch kennen lernen“, gedankenlos sagte er es, nur um überhaupt etwas zu sagen, er war froh, wenn er sich erst wieder in seinem Zimmer befand. Die Unterredung mit Walter hatte ihn nicht beirrhigt, was er sich eigentlich davon vorgestellt und erwartet, hätte er vielleicht nicht einmal richtig in Worte kleiden können, aber er hatte gedacht, daß er, nachdem er sich mitgeteilt, eine Erleichterung verspüren würde, und nun war es ihm, als trüge er noch viel, viel schwerer an seinen Gedanken als vordem.

„Das ist die Galerie“, sein ausgestreckter Arm deutete nach vorn. Aus der Dunkelheit hoben sich schon deutlich die mächtigen Umrisse des steinernen Kolosses.

Ohne noch ein Wort miteinander zu wechseln, kamen die beiden Männer dem Galeriegebäude immer näher, ein paar Laternen spendeten unsicheren Schein und der breite, gewölbte Eingang lag beinahe in völligem Dunkel. Plötzlich schrie der Professor auf und seine Füße haften wie festgebannt an Erdboden.

Der Ingenieur hatte gleichfalls seinen Schritt gehemmt und verwundert sah er den Professor an.

„Da, da!“ des Professors Zeigefinger wies nach dem Galerieeingang, während ein starkes Zittern seinen Körper überließ.

„Was denn, ich sehe nichts“, wollte Walter sagen, aber das Wort erstarrt ihm im Munde und seine Augen starrten nach dem Eingang, aus dessen Dunkel sich eine kleine Gestalt abhob, die jetzt einen Fußbreit vortrat, so daß das matte Licht der einen Straßenlaterne sie deutlicher erkennen ließ. Ein altes Männchen in Escarpins und Dreßspiz war's, das da stand und nun mit seinen Armen eifrig herüberwinkte zu den beiden.

Ein zweiter Schrei scholl von den Lippen Berners und im selben Augenblick, ehe ihn Walter Bernikow noch zu halten vermochte, stürzte er, die Linke auf das Herz gedrückt, rückwärts zu Boden. Erschreckt beugte sich der junge Mann über den Daliegenden, der mit seinen geschlossenen Augen einem Toten glich. Doch im nächsten Moment stürzte er von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, auf den Galerieingang zu. Dem Schritten, der sich solche schlechten, folgenschweren Wipe erlaubte, dem wollte er's besorgen, denn da es keine Geister gab, konnte es sich nur um einen Menschen von Fleisch und Blut handeln. Doch verbucht stand er vor dem Eingang, wo er noch vor einer Minute die kleine Gestalt gesehen, der Eingang war leer und weit und breit niemand zu erblicken. Mit einem Fluch, zu spät gekommen zu sein, stürzte Walter zurück. Der Professor lag noch immer regungslos, doch schien es dem jungen Manne, als ob seine Lider leise zuckten.

Walter Bernikow erhob sich und spähte umher, er dachte nach, was er nun anfangen sollte, denn hier liegen bleiben konnte doch der Professor nicht. Wie schrecklich, daß so etwas überhaupt passieren mußte und dazu zu solcher Stunde, da keine Hilfe in der Nähe war. Sollte er hier an einem der nächsten Häuser klingeln und um Beistand bitten, oder sollte er versuchen, den Professor heimzutragen. Ein schwieriges Beginnen, da er nicht einmal den Weg zu dessen Heim sogleich gefunden hätte.

Schließlich würde ihm wohl aber nichts anderes übrig bleiben. Schon wollte er den Körper des Hingekulenen aufrichten, da bemerkte er am geöffneten Batteriefenster eines naheliegenden Hauses einen Mann im Nachtgewande, der sich herausbeugte und zu ihm her sah.

Blitzgeschwind rannte der Ingenieur auf dieses Fenster zu und rief zu dem Fremden hinauf: „Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, gewähren Sie mir Ihre Hilfe. Dem Herrn Professor Berner ist ein Unfall zugefallen und ich allein kann ihn nicht gut in seine Wohnung schaffen, auch bin ich unbekannt in Schneiditz und weiß nicht Bescheid.“

„Warten Sie ein wenig, ich komme sofort“, scholl es prompt zurück und der Mann trat vom Fenster tiefer in das erhellte Zimmer hinein.

Schon in wenigen Minuten klang die Haustür und ein bider Herr trat heraus. Walter fiel es auf, daß der Herr derselbe zu sein schien, der vorhin hinter dem Professor und ihm hergekommen und nachher auf der anderen Seite an ihnen vorbeigezogen war. Doch was kümmerte ihn das jetzt in diesem Augenblick.

„Ich lag bereits im Bett, da hörte ich zweimal einen Schrei, ich lief ans Fenster, konnte aber nichts unterscheiden“, begann der Dide hastig, um im selben Tempo fortzufahren: „Ich kenne den Herrn Professor, er wohnt nicht weit von hier und mit einem bißchen guten Willen können wir ihn vielleicht selbst in seine Villa transportieren. Doch was denn dem Professor überhaupt geschehen?“ Ehe Walter diese Frage beantwortete, kamen zwei Beamte der Wach- und Schließgesellschaft die Straße herauf und traten neugierig näher. Mit ein paar schnellen Worten erklärte ihnen Bernikow die Sachlage, damit zugleich die Frage des biden Herrn beantwortend, doch von der Erscheinung, die den Professor erschreckt, schwieg er gänzlich. Und die beiden Wachbeamten erboten sich sofort, den Professor heimzutragen.

So behutsam als möglich nahmen sie den Liegenden empor und setzten sich mit ihm in Bewegung. Zur Rechten Berners ging der Ingenieur, während der bide Herr sich links anstellte. Langsam ging es voran und der Dide meinte bedauernd, daß Berners Damen sich wahrscheinlich sehr über diese Heimkehr des Professors erregen würden und wie leid ihm das täte. „Ich bin gut bekannt mit der Familie“, sagte er zu Walter hinüber, „übrigens gestatten Sie wohl, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich bin der Hofrat von Weiden.“

Den Namen habe ich heute nun schon mehrmals gehört, mußte der andere stüchzig denken, und nannte, um die Höflichkeit zu erwidern, mechanisch auch seinen Namen. Dann dachte er angestrengt nach, wie man die beiden Frauen in der kleinen Villa auf das Geschehene am schonungsvollsten vorbereiten könne. Doch ehe er noch zu einem Resultat gekommen, war das Ziel erreicht.

Unten im Souterrain schimmerte noch Licht und innerhalb des kleinen Vorgärtchens sah man einen Mann stehen. Es war Maurer, der seinen Herrn erwartete. Er tat das oft, wenn sein Herr abends noch ausging. Mit einem schnellen Schritt war er an der Tür, vor der eben der Transport anhielt. Mit stüchzigen Worten ward der Alte verständigt.

„Du lieber Gott“, röhnte der, „ich hatte immer schon so eine Ahnung, daß dem Herrn Professor mal unterwegs was zustoßt, sein Herz setzte ihm ordentlich zu“, dabei öffnete er die Tür und sagte leise, die Damen schliefen bereits, aber wenn man vorsichtig auftreten würde, könnte man den Professor vielleicht in sein Zimmer bringen, ohne daß die Damen zunächst etwas merken. Wenn es nötig, könne man sie später ja immer noch weden.

Der Hofrat und Walter blieben auf der Straße, während Maurer mit den beiden Männern, die den Professor trugen, im Hause verschwand. Bald kamen die beiden zurück und der eine ging, um Dr. Rurtag herauszufingeln, der schräg gegenüber wohnte. Walter hatte den beiden Beamten je einen Taler in die Hand gedrückt, den sie schnurzelnd nahmen.

In kürzester Frist erschien der Arzt, ein schmaler, beweglicher Herr und ging, von Maurer begleitet, ins Haus hinein.

Er blieb nicht allzu lange. „Der Herr Professor ist wieder zu sich gekommen“, sagte er zu dem Hofrat gewandt, „er hatte eine schwere Ohnmacht. Ich kann vorläufig nichts für ihn tun, auch ist er in Maurers Pflege gut aufgehoben, aber nun erzählen Sie, bitte, wie die Geschichte eigentlich zusammenhängt, aus den verworrenen Reden des Dieners bin ich nicht klug geworden.“

Langsam gingen die drei Herren die Alleestraße hinunter nach der Galerie zu.

„Da gehalten Sie wohl, daß ich die Beantwortung Ihrer Frage übernehme, Herr Doktor“, mächte sich Walter ein, und nachdem er sich vorgestellt, erzählte er, wie der Professor plötzlich mit einem Schrei umgefallen, doch schwieg er auch jetzt über die Erscheinung. Wozu sollte er etwas davon erwähnen, man hätte darüber gelacht oder ihn für einen Narren gehalten, auch konnte es ihm die Nachforschung nach dem Urheber der Erscheinung erschweren, denn Nachforschungen nach ihm würde er anstellen, das gelobte er sich.

„Hatten Sie vielleicht mit dem Professor Streit, der ihn erregte?“ fragte Dr. Rurtag.

„Nicht im geringsten“, gab der Ingenieur zurück. „hm, hm“, brummte der Arzt mit einem mißtrauischen Seitenblick, „sagen Sie nicht, Sie seien erst heute hier angekommen?“

„Zarwohl.“  
„Wieder das hm, hm“, von einem raschen Seitenblick begleitet. „Ich bin seit langem der Arzt des Professors und ich weiß, daß er nur ganz selten so spät noch ausging. Daß er Sie, einen Fremden, noch ins Hotel begleitet und so weiter —“ er ließ den Satz unvollendet.

„Herr Doktor, ich möchte Sie bitten, den Satz zu Ende zu bringen“, druckte Walter auf.

„Ich meine, das ist mit den Gewohnheiten des Professors wenig vereinbar“, sprach der Doktor ruhig. „Wenn er nicht gerade

ternde Weltkrieg aus. Gleich am ersten Tage der Mobilmachung hatten die Brüder mit ihren Regimentern fortgemüht, Willy auf den westlichen, Horst auf den östlichen Kriegsschauplatz.

Im Erhardtischen Hause herrschte jetzt dumpfe, bange Schwüle, in die nur die Freude über rasch errungene deutsche Siege und die frohgemuten Briefe und Karten der fernem Lieben einen warmen belebenden Ton brachten. Spät abends schrieben noch manchmal Mutter und zurückgebliebener Sohn ihre dankerfüllten, von tausend Segenswünschen begleiteten Antworten und zugleich wurden ihnen Liebesgaben in Hülle und Fülle zugefandt.

Ende Oktober kam die letzte für Willy bestimmte Sendung zurück, und gleich darauf traf vom Kommandeur die erschütternde Nachricht ein, daß der liebe, begeisterungserfüllte Fährlich bei einem Sturmangriff verwundet und wenige Tage darnach den Heldentod gestorben sei.

Das war ein Tag! Die Mutter brach gerade zusammen vor Schmerz, jede Tröstung des selbst tief ergriffenen Georgs teilnahmslos zurückweisend, niemand wurde vorgelassen, in lähmender, bleiberner Schwere schlichen die nächsten Zeiten dahin.

Allmählich richtete man sich ein wenig an dem Gedanken wieder auf, daß Horst noch lebte, daß er wenigstens noch heil und gesund im Felde stand.

Doch da kamen die schweren Kämpfe in Masuren, die den deutschen Waffen abermals ruhmreiche Siege brachten, aber auch so manchen treuen Kämpfer dafür forderten. Oberleutnant Horst Ehrhardt fiel als todesmutiger Anführer seiner Kompagnie in diesen Februartagen im Osten.

Das bedeutete für die Mutter daheim den letzten schier unüberwindlichen Schlag. Ein paar Tage lang wühlte sie förmlich in ihrem Leid, dann wurde sie stiller und starr — unheimlich starr.

Mit Schrecken gewahrte Georg die verheerende Wirkung des Leides der bisher so stattlichen Frau. Aber Nacht fast war ihr Haar tief ergraut, und wenn sie in dem schwarzen Trauergewand mit den erloschenen Augen und dem blossen, eingefallenen Gesicht ihm gegenüber saß, so glaubte er beinahe eine Fremde vor sich zu haben. Bei den Mahlzeiten aß sie fast nichts und so viel ihr auch Georg zuredete hierbei und in allem andern — es war vergeblich.

Oben in seinem Atelier grübelte der kleine Budlige oft noch stundenlang darüber nach, wie er die Mutter einigermaßen aufrichten könne, er begann Bilder von den gefallenem Brüdern zu malen — liebevoll, aus treuester, lebenswarmer Erinnerung, die er ihr dann verkehren wollte. Und dennoch, bei allem Liebesmühen mußte er sich täglich eingestehen, daß er, das einfache, einflußarme Hühelchen, nichts auszurichten vermochte gegenüber der verschlossenen Frau, daß er ihr Zeit seines Lebens nie viel, die Brüder aber alles gewesen.

Seine Kunst war in diesen schweren Tagen sein einziger Trost. Es ging jetzt mehr vorwärts damit, er hatte öfter Erfolge, und eines Morgens, da kam in Gestalt eines ehrenvollen Schreibens ein wirklicher Lichtstrahl in das stille Atelier gesflohen.

Bei Tisch mit einigem Beben in der Stimme, jagte er's der Mutter: von zuständiger Seite war der Antrag an ihn gestellt worden, Zeichnungen und Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz anzufertigen.

Sie horchte jäh auf. „Du willst nach Frankreich? ... Wo schon Ströme deutschen Blutes geschlossen sind, wo Gefahr und Elend überall herrscht und unser Willy ...“

Aufsteigende Tränen verhinderten sie am Weiterprechen. Erst nach einer Weile brütenden Schweigens, während etwas von der alten Kraft über sie zu kommen schien, fuhr sie fort: „Muß das sein, Georg? Muß das wirklich sein?“

Er sah sie an, ruhig und freundlich. „Unbedingt — nein! Allerdings meiner künstlerischen Zukunft könnte es zu ziemlichem Nutzen gereichen.“

In ihrem Gesicht begann es plötzlich zu arbeiten, und die Augen bekamen einen hellen, frischen Glanz. „Aber du wirst auch so deinen Weg machen, ganz sicherlich, Georg, nicht wahr?“

„Ich will es hoffen.“

Sie stand jählings auf, setzte sich neben ihn, sagte flehend nach seiner Hand. Dann bleibe bei mir, du, mein Vexter, Einziger! Bringe das Opfer mir, deiner Mutter! Sieh, in den langen einsamen Stunden jetzt habe ich viel nachgedacht, ich will versuchen, mein schweres Leid zu überwinden, will wie so viele andre eine tapfere, deutsche Frau werden, würdig meiner gefallenem teuern Lebensöhne! Nur du sollst bleiben und mir dabei helfen.“

„Ich bleibe, wenn es dir lieber ist“, versetzte er einfach und ein wenig leise. Ihm wahr plötzlich seltsam weich ums Herz geworden, wie ein verklärender Schimmer breitete es sich über sein Gesicht. Sie zog ihn stürmisch an sich.

„Dant, Georg, heißen Dant! Ich weiß, dir schulde ich ihn doppelt! Aber es soll alles ausgeglichen werden, und das Leben wird uns auch wieder bessere und frohere Tage bringen, wenn

wir nur immer treu und unentwegt zusammenhalten — ich und du — Hühelchen, mein liebes, gutes Hühelchen.“

Sein Kopf ruhte an ihrer Schulter, zärtlich strich sie ihm über sein braunes Haar.

„Mutter, meine Mutter!“ sagte er nur innig, und während ihn die weichen Frauenhände unablässig weiter streichelten, empfand er zum erstenmal in seinem Leben die ganze überwältigende Seligkeit, welche diese zwei Worte in sich bargen.

### Der Millionär und sein Rinderhirt.

Der amerikanische Millionär Mc. Kitzrid, einer der „Petroleumkönige“, der Besitzer von fast der Hälfte des südlichen Kaliforniens, fuhr eines Tages in die nächste Stadt, als einer von seinen Rinderhirten ihn aufhielt.

„Könnte ich nicht zehn Dollars von meinem Lohn erheben?“ fragte der Sohn der Bildnis.

Sein Herr reichte ihm ein Goldstück in diesem Betrage.

„Ach nein, haben wollte ich's nicht,“ erklärte der Hirt, „ich wollte gern dafür einiges aus der Stadt von Ihnen besorgt haben.“

„So? Was denn?“ fragte der reiche Mann, den diese ungenierte Zumutung belustigte.

Nun zählte der Mensch seine Bedürfnisse auf: „Ein Paar gelbe Lederstühle, drei Paar Socken, zwei Hemden, zwei Unterjaden, eine Pelertine zum Schutz gegen das Wetter, ein seidenes Taschentuch, ein Pösten Zigarettenpapier.“

Lachend notierte sich der Herr diese Liste von Kommissionen und fuhr dann weiter.

Der Diener blieb froher Erwartung voll zurück, ahnungslos, wie schwer er sich gegen europäische Etikette versündigt hätte.

Als am Abend Mc. Kitzrid von seiner Ausfahrt zurückkehrte, war er mit Paketen bevoadt wie ein Knecht Ruprecht. Er winkte den harrenden Hirten heran und lieferte ihm ab, was er für ihn besorgt hatte. Dabei rechnete er ihm vor: „Dies kostet so viel, dies so viel um. — das macht zusammen 8½ Dollars. Hier sind die übrigen 1½ Dollars.“

Jetzt aber setzte der Empfänger all der guten Dinge seiner harmlosen Unverschämtheit die Krone auf, indem er großmütig ablehnte: „O, ist nicht nötig! Das kleine Geld behalten Sie nur!“

Kichernd vor Vergnügen über diese Verwischung aller sozialen Unterschiede in dem freien Westen von Amerika betrat der mit einem Tringeld bedachte Millionär sein Haus und gab dies Ergebnis einem gerade darin versammeltem Freundeskreise zum besten. Auf diesem Wege ist es in die Presse gekommen. C. D.

### Heimkehr.



S braust der Zug vorbei an grünen Wiesen,  
An Auen, die mit Blüten überfüht,  
Indes beglückt ein Vaterlandsverteid'ger  
Durchs offene Fenster seines Abteils späht.

Noch blaß und schwach nach überstandnen Leiden,  
Und in der Binde noch den linken Arm,  
Die Brust geschmückt mit beiden Eijentzenen,  
Das Herz so heimkehrfroh, so liebeswarm.

Und während bald in farbenbuntem Wechsel  
An ihm vorübergeleitet Bild um Bild,  
Ein Dorf Kirchlein, — ein Schloß, — ein Rebenhügel,  
Ein Blütenhain, in Duft und Glanz gehüllt,

Da denkt der Held beständig nur das eine:  
Bald gibt's ein Wiedersehn mit Weib und Kind,  
Mit jenen beiden, die ihm auf der Erde  
Sein höchster Schatz, sein ein und alles sind.

Sechs Wochen war es kaum, sein kleines Mädel,  
Als er sich zugesellt dem deutschen Heer,  
Nun läuft's bereits, schrieb längst erfreut die Gattin.  
Wenn er doch endlich erst am Ziele wär! —

Und seine Ungebuld beginnt zu wachsen,  
Da endlich hält der Zug. — Er atmet tief ...  
Ja, täuschte er sich? — War's nicht, als ob drängen  
Ein Kinderstimmchen juchzend „Vater!“ rief?

Auf fliegt die Tür. — Dann steht er auf dem Steige,  
Die Augen weiten sich, — sein Herz klopf laut —  
Da kommt die Gattin strahlend ihm entgegen,  
Das Kind an ihrer Hand, es jubelt laut.

Unnäher noch des Sprechens, ruft es herzlich:  
„Da, Blumen, Vater!“ — Weiter kommt es nicht,  
Er küßt es innig, — küßt sein junges Frauchen,  
Nings die Umgebung stört ihn einfach nicht ...

Heimkehr! ... Daheim ... Nach langer, langer Trennung  
Hält wieder er umfaßt sein Weib und Kind,  
Er glaubt zu träumen, hold und süß zu träumen,  
Indes der Heimat Zauber ihn umwipant ...

alle Zeit verlassen. Und mit dir zugleich werde ich kommen," ein visionärer Zug legte sich über das Gesicht der Sprechenden, "jäh und plötzlich bin ich da. Mein Kopf, mein schöner Kopf und mein Talent, die sollen zu den Menschen sprechen, und die Menschen müssen mich bewundern, mich verehren, müssen klein, ganz klein werden vor meinem schönen Kopfe und meinem Talent. Sie ließ den Vater los und sprang empor: "Denn auch ich bin eine de Ruyter und darum werde auch ich mächtig sein."

Bewundernd blickte der Alte auf sein Kind, und mit stolzem Lächeln sagte er: "Ehrgeizig waren wir de Ruyters von je, deshalb wurden wir mächtig", dabei dachte der alte Mann mit den zerkümmerten Zügen, in die ein langes Komödiantenleben seine Spuren hinterlassen, an die Zeit, da er zur Bühne ging. Ausgelacht hatte man ihn zunächst, weil er so schmal und erbärmlich klein gewesen, bis er endlich Unterschlupf bei einer wandernden Schauspieltruppe fand, mit der er herumzog. Von Ort zu Ort. Kein Dörfchen war seinem halbverhungerten Direktor zu klein und zu armelig, um nicht ein oder zwei Tage dort Halt zu machen.

Der Eintritt in die Vorstellung durfte eventuell sogar in Naturalien gezahlt werden! Pieter de Ruyter erinnerte sich, daß manchmal Brode und Wurst auf dem Kostentisch lagen. Und er mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie gut das geschmeckt hatte. Viel, viel besser als später die raffiniert zusammengestellten Speisen in den vornehmsten Restaurants. Auf dem erbärmlichen Theatrischen, der durch die kleinsten Kestler fuhr, hatte er zwei Jahre gehockt, der kleine, unansehnliche Pieter de Ruyter, dann verschlug ihn der Zufall — der im Leben der Mimen eine besonderen Platz einnimmt — an ein kleines Stadttheater und dort kam man dahinter, daß in dem unscheinbaren Männchen etwas Besonderes steckte. Jetzt regnete es Bombenrollen nur so auf ihn herab und von da ging es langsam, aber stetig aufwärts, bis er es zu einem der Ersten und Besten im Reich seiner Kunst gebracht. Ehrgeizig war er immer gewesen, solange er zurückzubedenken vermochte. Vorwärts kommen, etwas erreichen! Das klang in ihm wie ein immerwährender, aufrüttelnder Juraß, der ihn nicht müde, nicht verzagt werden ließ. Vorwärts kommen, etwas erreichen! Immer hörte er sie, diese Worte. Und sie erfüllten ihn mit Kraft in jenen Tagen seiner Wanderfahrten, da sein matter, unterernährter Körper streifen wollte und sie stärkten ihn später, wenn alles nicht so schnell gelingen wollte, wie es sein Ehrgeiz ersehnte.

Vorwärts kommen, etwas erreichen! Dieses Leitmotiv seines Lebens, das sah auch Ada im Blute und sie kannten es wohl alle, die de Ruyters, das seltsame Püdeln des Ehrgeizes, wie er es gefannt, der kluge, mutige Seemann Michiel Adriaanszoon de Ruyter, der Spanien, Schweden, England und Frankreich kleinlaut werden ließ.

Ada hatte aufs neue in dem Schaukelstuhle Platz genommen, ihre Stimme war wieder ruhig, aber ein heimliches Beudchten war in ihren Augen zurückgeblieben. "Ich werde nun fogleich mit dem Studium meiner Rolle beginnen," hub das Mädchen an, "bis in die kleinsten und allerfeinsten Nuancen will ich sie ausarbeiten."

Pieter de Ruyter nickte. "Aufsehen werden wir mit diesem Stücke daheim machen, schon seines Inhalts wegen."

"Natürlich," gab Ada zurück, "gerade jetzt, da in allen Ländern das Thema von der Spionenfurcht zur Tagesordnung gehört. Dein Stück ist im wahrsten Sinne des Wortes aktuell."

"Und doppelt interessant ist es dadurch, daß ich die Arbeit in Deutschland verfaßte, wo das Stück spielt. Deshalb konnte ich Land und Menschen natürlich schildern", sagte der Alte. "Dem Hofrat verdanke ich so manche interessante Einzelheiten. Er gewährt mir intime, allerdings harmlose Einblicke in das Leben der Hofgesellschaft und plauderte aus, wie es an so einem Höfchen zugeht. Wenn er ahnte, wozu ich seine kleinen vertraulichen Mitteilungen brauchte." Pieter de Ruyter lachte lustig auf und auch um Adas Mund zuckte es.

"Der Hofrat hält dich für einen holländischen Schauspiel-direktor, der sich mit etwas Geld zur Ruhe setzte und nun wegen einer Erbschaft, die ihm ein deutscher Verwandter hinterließ, einige Zeit in Deutschland lebt."

"Jawohl, ich erklärte dem Hofrat, die Nachlassangelegenheit hätte sich von Holland aus nur schlecht ordnen lassen", meinte Pieter de Ruyter. "Wenn der dicke Herr von Weiden wüßte, daß ich ein bekannter Amsterdamer Schauspieler bin und ein großes Vermögen in bar mitführe, hätte er mir dies Häuschen sicher nicht zu einem derartigen Preise vermietet, wie er es getan."

"Weshalb liebst du das viele Geld nicht in Holland, Vater?" fragte Ada.

"Gott, Kind, die Frage ist sehr leicht zu beantworten", der Alte blickte sinnend vor sich hin. "Als wir nach Deutschland gingen, konnte ich doch nicht wissen, wann und ob wir in die Heimat zurückkehren würden, mein Stück konnte mißlingen, ich konnte sterben — auf jeden Fall wollte ich dafür sorgen, daß keinen Augenblick

die gemeine brutale Not an dich heranzutreten vermochte. Du wärest, falls sich über mein Leben der letzte Vorhang gesenkt hätte, im Besitz unseres Geldes gewesen ohne langwierige Schreibereien. Als Schutz für jeden Fall brachte ich das Geld mit", schloß der Alte.

"An alles denkt deine Liebe, du Guter." Ada sandte dem Vater einen warmen Blick zu.

"Sobald wir wieder im Amsterdamb sind, stelle ich eine erstklassige Schauspieltruppe zusammen," griff Pieter de Ruyter auf das vorhin begonnene Thema zurück, "dessen weiblicher Star du sein wirst und mit dem Schauspiel 'Die Spionin' werden wir dann eine große Gastreise durch ganz Holland antreten."

"Und dein klingender Name wird wie ein Fanfarenschmettern vor uns hergehen", begeisterte sich Ada.

"Du liebe, herzige Eitelkeit," der Alte war aufgestanden, "ich will nun in mein Zimmer gehen, mich umzuziehen, der Hofrat wird wahrscheinlich nachher kommen." Ada lächelte dem Vater zu, der hinter einer Tür verschwand.

Die Zurückgebliebene zog ihren Seidenschal noch dichter um sich und ihren Stuhl in langsame Schwingungen versetzend, hing ihr träumerischer Blick an dem schwarzen Eisenbüchsen, hinter dessen nur halb geschlossener Feuerungstür das Spiel der Flammen sichtbar ward, die gierig um ein dides Buchenscheit leckten. Wie feurige Bänder schlang es sich um das schwere Holz, jchneller und jchneller. — Ada fröstelte leicht, deshalb mußte die Aufwartefrau schon seit Wochen heizen.

Und während Ada den Tanz der Flammen verfolgte, dachte sie an das Stück, das ihr Vater für sie geschrieben und sie wiederholte sich in Gedanken den Inhalt, der ihr so ausgezeichnet gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

### Huzelchen.

Von Helene Meriel. (Nachdruck verboten.)

Er hieß eigentlich Georg und war der neunundzwanzigjährige älteste Sohn der Buchhändlerswitwe Erhardt. Er hatte noch zwei Brüder, den siebenundzwanzigjährigen Horst und den einundzwanzigjährigen Willy, die von jeher der Stolz und die Lieblinge des vornehmen Patrizierhauses und namentlich der Mutter gewesen. Das war nur zu begreiflich, denn die Brüder, die zwei schönen, jugendfrischen Menschen, mußten ihr und allen anderen naturgemäß besser gefallen als der kleine, schwächliche Älteste, den die launische Natur durch Beigabe eines verkrüppelten ausgewachsenen Rückens lebenslang verunstaltet hatte. Gleichsam zum Ersatz dafür hatte sie ihm aber ein gutes, bescheidenes Herz verliehen, dank dessen es ihm nicht allzu schwer wurde, sich willig in das Unabänderliche zu fügen. Schon als Kind war er rührend anspruchslos, ließ als selbstverständlich den verwöhnten, lebhaften Brüdern den Vortang in allen Dingen und war glücklich, wenn sie ihn mit Brosamen ihrer Liebe speisten.

"'s ist Huzelchen, unser armes, gutes Huzelchen", hatte eine alte, gutmütige Diensthofensseele vor Jahren gesagt und seitdem war dieser Name an ihm haften geblieben. Ihm gegenüber gebrauchte man das Wort ja selten, doch desto mehr, sobald er außer Sehwerte war. Und er war nicht einmal sonderlich böse darüber; als "Huzelchen" bezeigte er sämtlichen Diensthofen stets gleichmäßige Freundlichkeit, und den Brüdern half er, wo er konnte. Willy, dem Jüngsten, namentlich aus verschiedentlichen östern Schulnöten und wenn Horst, der andre, wieder einmal "fatalerweise 'ne Kiste gebaut hatte", war er es, welcher das schonungsvoll der Mutter unterbreiten und schon im voraus für den Abel-täter Verzeihung erwirken mußte.

Als er älter wurde, begann sich mehr und mehr ein starkes Mal- und Zeichentalent in ihm zu entwickeln, das die Mutter künstlerisch ausbilden zu lassen nicht abstand. Auch ein freundliches, kleines Atelier wurde im obersten Stock des Patrizierhauses für ihn eingerichtet, und da stat nun Georg zwischen Entwürfen, Radierungen und Bildern Stunden- und tagelang, empfing ab und zu einige besfreundete Kollegen, las viele gute Bücher und kümmernte sich sonst im übrigen wenig um das Getriebe der Welt. Nur an einem Wunsch, einem stillen Traum, hing er mit aller Innigkeit seines Herzens: in seiner Kunst hochzukommen, auch einmal mit zu den bekannten Namen zählen zu dürfen! Doch das Leben, das ihn nie verwöhnt, war ihm gegenüber auch larg in der Zumessung künstlerischer Erfolge, nur selten hatte er einen solchen zu verzeichnen, desto mehr aber schmerzliche Enttäuschungen.

Mit den Brüdern hingegen war es rascher vorwärts gegangen, in Übereinstimmung mit der eignen Neigung und dem Wunsche der vornehmen, anmutigen Mutter hatten sie beide die militärische Laufbahn eingeschlagen. Horst war bereits zum Oberleutnant befördert und Willy gerade Fähnrich geworden.

Da brach, als Sommerlang und -sagen sich allenthalben über die deutschen Lande breitete, der furchtbare, alles erschüt-

aus einer Gesellschaft oder aus seinem Donnerstagsklub kam, sah man ihn nach's nie auf der Straße. Ich selbst warnte ihn davor, weil ich wusste, daß ihm mit seinem überaus empfindlichen Herzen einmal etwas derartiges zustoßen konnte, wie es heute tatsächlich passiert ist und er dann vielleicht hilflos sein würde."

Walter Jernikow schluckte seinen Ärger hinunter, er mußte sich sagen, daß des Doktors Vertrauen einer gewissen Verechtigung nicht entbehrte, so sagte er denn nur: "Ich war dem Herrn Professor kein Fremder, ich möchte, um Ihnen das zu erklären, nur die kleine Andeutung machen, daß ich binnen kurzem seiner Familie angehören werde."

"Ah! Donnerwetter," der Doktor pfiß durch die Zähne, "Schön-Glücken —?"

Walter lächelte und sagte nur leise und glücklich „ja.“

"Ich gratuliere", der Doktor reichte ihm die Hand, er war wie umgewandelt. "Das ist freilich was anderes."

Der Hofrat meinte plötzlich unvermittelt: "Sagen Sie, lieber Doktor, wird der heutige Unfall für den Professor schlimme Folgen haben?"

Der Angeredete zuckte die Achseln und erwiderte kurz: "So ein Herz ist ein unberechenbares Ding."

Vor seinem Hause verabschiedete sich der Hofrat, aber der Doktor ließ es sich nicht nehmen, Walter Jernikow bis ins Hotel zu bringen. "Gehen Sie ruhig schlafen," meinte er, "Sie können dem Professor jetzt gar nichts nützen, er ist, wie ich schon einmal sagte, in der Pflege seines Dieners vorläufig am besten aufgehoben. Wenn es geboten erscheint, wird er die Gattin des Professors zu Hilfe holen, auch bin ich für alle Fälle rasch herbeigerufen." Mit freundlichem Händedruck und einem „auf Wiedersehen“ verabschiedete er sich.

Nur schwer konnte Walter heute den Schlaf finden. Immer wieder mußte er sich an das Geschehene erinnern und er dachte, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, wenn er dem Arzt den wirklichen Zusammenhang erklärt hätte. Doktor Ruttag war ihm sympathisch. Dem Hofrat gegenüber hätte er allerdings dazu keine Lust verspürt, der dicke Herr stieß ihn ab, ohne daß er eigentlich einen Grund dafür anzugeben vermocht hätte. Er wollte sich's noch überlegen, es war ja morgen noch Zeit dazu, den Doktor einzuweisen, der wusste hier in Schnellditz Bescheid und vermochte ihm bei seinen Nachforschungen behilflich zu sein. Hoffentlich war der Professor bis morgen wieder hergestellt, mit diesem Wunsche schlief der junge Mann endlich ein.

Es war am Vormittag des nächsten Tages. In dem ersten Hause des Schloßgäßchens, von der Galerie aus, waren die Fenstervorhänge dicht zusammengezogen, kein neugieriger Blick von außen hätte hereinzubringen vermocht in die Wohnung des alten Pieter de Ruyter. Er behauptete, ein Nachkomme jenes berühmten holländischen Seehelden Michiel de Ruyter zu sein, der es vom Matrosen bis zum Leutnant-Admiral-General gebracht, und er war stolz darauf, den Namen eines der größten Holländer aller Zeiten zu tragen, wenn sich auch seine Verwandtschaft mit ihm nur schwer nachweisen ließ.

Pieter de Ruyter saß in einem breiten, altmodischen Lehnstuhl, in dem seine kleine Gestalt fast verschwand, er hielt einige engbeschriebene Blätter in der Hand, aus denen er vorlas. Er las vorzüglich und wunderbar deutlich, was weiter nicht verwunderlich war, wenn man wusste, daß er noch vor wenigen Jahren einer der besten holländischen Schauspieler gewesen, der sich besonders als erstklassiger Sprecher einen Ruf erworben. Seine kleine, unscheinbare Figur hatte sich anfänglich für die Bühnenlaufbahn als großes Hindernis erwiesen, doch sein Talent und sein eiserner Wille überwand den Hindernis und Jahrzehnte herrschte er als einer der beneideten und gefeiertsten Bühnenkünstler. In seinem fünfzigsten Lebensjahre, — vielleicht war er damals auch schon älter, wer weiß das von eillen Künstlern so genau — heiratete er eine blutjunge Statistin von verblühender Schönheit.

Pieter de Ruyter war maßlos stolz auf sein schönes, junges Weib und nicht's dünkte ihm zu wertvoll, um sie, seine goldblonde Ada, mit den dunklen Augensteinen, damit zu erfreuen und zu schmücken, er verdiente ja Geld genug. Besonders auf seinen Gastspielreisen, von denen er jedesmal ein kleines Vermögen mit heimbrachte. Eines Tages kam dann ein kleines Mädchen zur Welt, ein Stündlein darauf schloß die von ihrem Manne vergötterte Ada die herrlichen Strahlenaugen für immer.

Der Schauspieler war vor Schmerz wie gelähmt, nichts und niemand vermochte ihn zu trösten. Die einzigen Momente, in denen er seinen Schmerz wenigstens milder empfand, waren die, da er auf den Brettern stand.

Für sein Kind zeigte er anfänglich nicht das geringste Interesse, er liebte es nicht, es trug ja die Schuld an dem Tode der bezaubernden jungen Ada, aber er haßte es auch nicht, nur gleichgültig

war es ihm, unendlich gleichgültig. Er erinnerte sich kaum, daß ihm der Arzt mit einem leisen Bedauern in der Stimme gesagt, das Kind litte an einem winkligen Vorsprung der Wirbelsäule. Warum der Mensch überhaupt eine solche Bagatelle erwähnte. Erst viel später, da das Kind, das nach der Mutter den Namen Ada erhielt, größer wurde, begriff Pieter de Ruyter jene Worte des Arztes und im selben Augenblick, da er sie begriff, entsprang in ihm ein ganzer Strom von Liebe und stieß hinüber zu dem kleinen Mädchen, in dessen weichem Kindergesicht sich schon die schönen Züge seiner Mutter erkennen ließen. Von nun an lebte der geniale Schauspieler nur seinem Kinde, denn die arme, kleine Ada hatte einen Höder. Keinen kleinen, unauffälligen, den eine geschickte Schneiderin verbergen kann, sondern einen großen, auffallenden Höder, der sich nicht verbergen ließ und sie mußte ihn durchs ganze Leben tragen, diesen „winkligen Vorsprung der Wirbelsäule“, wie sich der Arzt ausgedrückt hatte.

Je älter Ada ward, desto zärtlicher schloß sie sich an den Vater an, der ihr eine Erzieherin hielt, um sie nicht in die Schule schicken zu müssen. In den Schulen saßen zu viele Kinder beieinander, Kinder mit gesunden, normalen Gliedern, die würden Ada verspotten oder bemitleiden. Aber je häßlicher sich der Höder Ada de Ruyters entwickelte, desto schöner ward das Gesicht. Ein wahres Wunder von Schönheit war es, das Gesicht der toten Mutter noch bei weitem übertreffend.

Wenn der Schauspieler mit Ada ausging, blieben die Leute stehen und schauten verblüfft das goldhaarumschimmernde Köpfchen der Kleinen an, um dann mit einem bedauernden Blick auf den Höder des armen Kindes ihren Weg fortzusetzen. Eines Tages, als de Ruyter von einer längeren ermüdenden Probe in seine Wohnung zurückkehrte, fand er seine Tochter vor dem Spiegel stehen und hörte sie Verse hersagen.

Und wie sprach Ada die Verse!

Gleich Musik klang ihre tiefe Glodenstimme und der alte Schauspieler lautete begeistert, eine geniale gewaltige Begabung mußte in dem Mädchen wohnen, sonst hätten die Verse, die er schon so oft von mancher Bühnenpartnerin vernommen, nicht eine so zündende Wirkung auf ihn ausüben können. Von da an ward Pieter de Ruyter der Lehrer seines Kindes und sein Leben hätte er dafür hergegeben, wenn er die häßliche, verkrüppelte Figur Adas in eine ebenmäßige Gestalt hätte wandeln können, damit Ada de Ruyter hätte Schauspielerin werden können, wie sie es sich ersehnte.

Als ihr Vater die Siebzig bereits überschritten, sagte er dem Theater Ballet, trotzdem sein Organ noch jung und frisch geblieben, krieg er, trotz der Einwendungen seiner Freunde und Bewunderer, von der Bühne herab und eines Tages, nachdem er sein in Hypotheken angelegtes Vermögen flüssig gemacht hatte, verschwand er mit Ada aus der Stadt seiner letzten Triumphe, aus Amsterdam. Niemand wusste, wohin er seinen Fuß gelenkt, niemand wusste, daß er dem holländischen Vaterlande überhaupt den Rücken gekehrt und sich nach Deutschland hinübergewandt hatte. Hätten sie es gewußt, die vielen Freunde und Bewunderer des körperlich so kleinen und geistig so großen Mannes, sie würden nicht begriffen haben, weshalb der beliebte Schauspieler im fremden Lande lebte. Wenn er datum befragt worden wäre und er hätte darauf geantwortet, — was aber unwahrscheinlich war — so würde er gesagt haben: „Um meiner Tochter willen lebe ich in Deutschland, weil ich für sie, die eine hinreißende Schauspielerin ist, ein Stück schreiben, in dem sie auftreten kann, ein Stück, dessen weibliche Hauptrolle nur für sie geschrieben ist, die nur sie, die arme Mißgestaltete, mit dem lebendigen klugen Geiste und dem herrlichen Antlitz, spielen kann. Ein Stück, das ich schreiben, um ihr ein Auftreten auf der Bühne zu ermöglichen, nach der sie sich vor Sehnsucht verzehrt. Das Stück spielt in Deutschland und ich muß dazu deutsche Verhältnisse studieren.“ Ja, so ungefähr würde Pieter de Ruyter neugierigen Fragen geantwortet haben, — wenn er, wie gesagt, überhaupt geantwortet hätte.

Pieter de Ruyter war mit Ada nach seiner Abreise aus Holland einige Wochen in Deutschland herumgereist, bis er sich endlich entschloß, sich in der stillen Residenz Schnellditz niederzulassen, wo es ihm am besten gefiel. Das kleine, gerade leerstehende Häuschen am Eingang des Schloßgäßchens gefiel ihm, und er erkundigte sich, wem es gehörte.

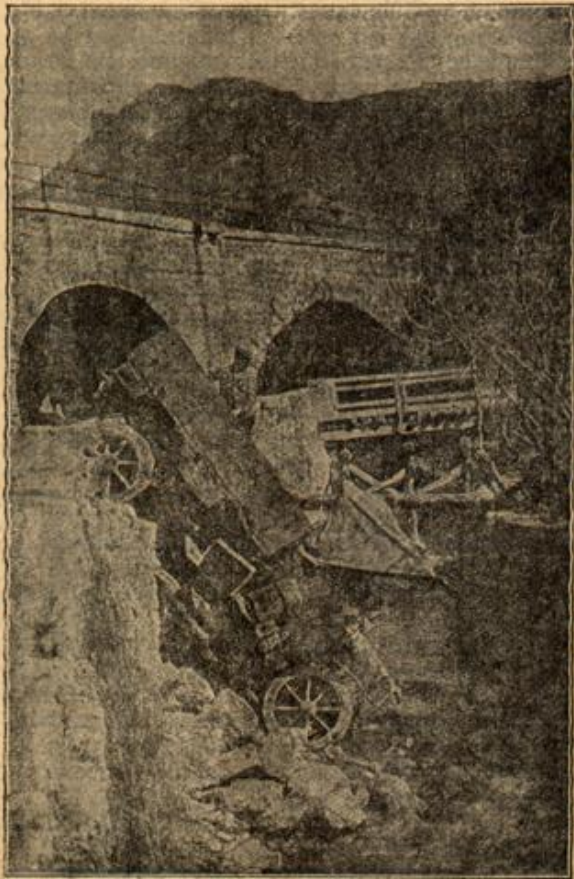
„Dem Hofrat von Weiden, der es gelegentlich geerbt und es gern verkaufen oder vermieten würde, doch lände sich nicht so leicht ein guter Mieter, weil das Schloßgäßchen in Verfall steht“, gab man ihm zur Antwort.

Das war ausgezeichnet, dann erhielt er das Häuschen sicher für einen billigen Mietpreis, Pieter de Ruyter rieb sich in Aussicht auf ein gutes Geschäft die Hände und suchte den Hofrat auf, mit dem er bald handelseinig ward, denn Weiden freute sich, ein paar Mark aus dem schon so lange leerstehenden Hause herauszuschlagen.

So zog denn der berühmte holländische Schauspieler Pieter de Ruyter, von dem hier in der kleinen Residenz niemand etwas wusste, mit seiner Tochter Ada ein in das kleine Haus des Schloßgäßchens.

Seit ungefähr einem Jahre wohnte er schon hier, aber er kannte, außer dem Wirte seines Häuschens, dem Hofrat von Weiden, und außer dessen Schwiegerohn, dem Maler Hans Welschmann, der den Kopf Adas malte, fast gar keinen Menschen. Eine Nachbarnfrau nur kam täglich, um die groben Arbeiten zu verrichten und mittags das Essen aus einem nahegelegenen Restaurant zu holen.

Vater und Tochter lebten ganz für sich, eines in des anderen Liebe Genüge findend und sich an ihren Zukunftsplänen berauschend. Pieter de Ruyter beherrschte die deutsche Sprache ziemlich vollkommen, er las viele deutsche Blätter und ging zuweilen im Dämmerlicht mit Ada aus. Das Lesen und die Ausgänge, das nannte er „Studien machen“. Er schrieb voll Begeisterung und Eifer an einem Schauspiel, das sollte „Die Spionin“ heißen. Die Hauptheldin darin war eine Frau, die immer so auftrat,



Ein Opfer des Gebirgskriegs: Abgestürztes Automobil auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Kilophot, Wien.

das man von ihr nur den Kopf sah, entweder bengt sie sich zum Fenster hinaus, während ihr ein dunkler, zurückgedrängter Vorhang über die Schultern fiel und sie wie zufällig umhüllte. Oder steckte sie den Kopf durch den Türspalt, oder sie schaute über eine spanische Wand.

Jetzt hatte Pieter de Ruyter den letzten Akt geschrieben und war nun dabei, ihn seiner Tochter vorzulesen.

Ada lehnte in einem niedrigen Schaukelstuhl, um ihre Schultern wand sich ein grellfarbener türkischer Seidenschal, über dem sich ihr

entzündendes Haupt erhob. — Jetzt hatte der kleine Mann geredet, mit Spannung ruhten seine unter versfalteten Lidern hervorblickenden Augen auf seiner Tochter, gleichsam forschend, ob sie wohl mit dem Gehörten zufrieden war.

Ada de Ruyter schaute sinnend vor sich hin, in ihr Klang nach, was ihr der Vater vorgelesen, und ihr reger Geist verarbeitete es bereits und prüfte es daraufhin, welche Wirkung es wohl auf die große Menge auszuüben imstande wäre, und sie dachte, daß diese Wirkung eine ganz hervorragende sein mußte, wenn es

ihrer Kunst gelang, den Inhalt des Stückes voll auszuschöpfen. — Wenn es ihr gelang! Es mußte gelingen! Ihr ganzes Glück hing davon ab. Berühmt würde sie dann werden und Glanz würde sich um den Namen Ada de Ruyter legen.

Der Gedanke schon war wie ein süßer Taumel. — Sonst hatte ihr ja das Leben nichts zu bieten. Die Liebe, ja die würde ihr doch niemals nahen, denn über ihren verkrüppelten Körper konnte kein Mann fortsehen, keiner. Aber ihr schö-

ner Kopf, ihr wundervoller Kopf, der würde den Männern die Sinne verüben, daß sie davon träumten und ihn nicht vergaßen.

„Sie haben das schönste Gesicht, das ich bisher sah, ja, ich möchte behaupten, das überhaupt existiert und jemals existierte“, hatte ihr Hans Welschmann gesagt, der einmal mit seinem Schwiegervater, dem dicken Hofrat, in das kleine Haus kam, und darauf bat er Ada um die Erlaubnis, ihren Kopf malen zu dürfen. Und Ada erteilte, nach einer Beratung mit dem Vater, die Erlaubnis, aber nur unter der Bedingung, daß der Maler zu niemand davon sprechen und niemand das Bild zeigen durfte, solange ihr Vater und sie in Schneiditz wohnten.

„Wir gehen aber bald wieder nach Holland zurück“, hatte sie hinzugefügt und Welschmann nahm die Bedingung gerne an, ein so unbeschreiblich schöner Kopf würde ihm doch niemals wieder im Leben begegnen.



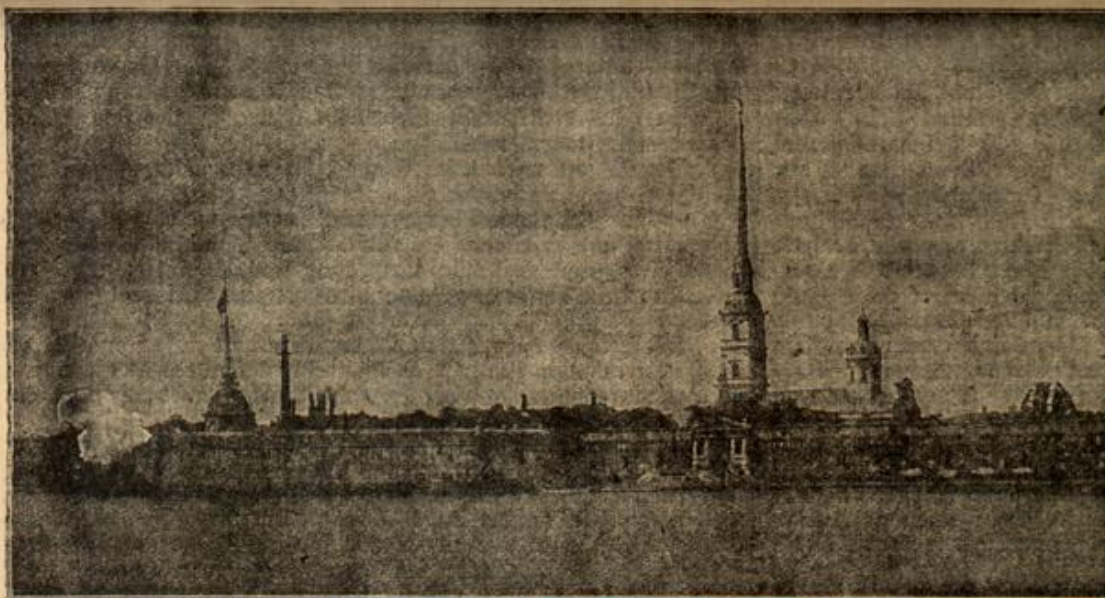
Unterhandsbauten im Walde: Die Villa des Stabes.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Wenn Ada zur Dämmerstunde mit dem Vater zuweilen einen Spaziergang machte, dann trug sie einen dichten Schleier vor dem Antlitz, das tat sie, weil sie noch von früher her wußte, wie weh bewundernde Blicke tun können, in die sich Mitleid mischt.



Der Winterpalast des abgesetzten Zaren in Petersburg. (Mit Text.)



Die berühmte Peter-Paul-Festung in Petersburg. (Mit Text.)

Sie wollte und brauchte kein Mitleid, sie, in der eine Künstlerseele wohnte, die Kraft genug besaß, sich hochzuschwingen über den Alltag. Und jetzt, da der Vater sein für sie geschriebenes Stück vollendet, bedurfte sie erst recht keines Mitleids mehr, nun zog sie bald in das Sonnenland der Kunst und den Weg dahin hatte er ihr bereitet, ihr geliebter Vater, der Schauspieler Pieter de Kupfer, dessen Name in der Heimat so vollen, guten Klang hatte.

„Und nennt man die b. s. n. Namen,  
So wird auch d. r. meine genannt.“

Diese Heimeschen Zeilen hätte er gut auch von sich sagen können.

Die Augen des Alten ruhten noch immer erwartend auf der Tochter.

Endlich erhob sich das gesenkte Haupt Adas und mit einem leisen Lächeln nickte sie dem Vater zu:

„Es ist dir gelungen, das Stück ist ganz bewunderungswürdig aufgebaut und der Inhalt sehr effektiv.“

Ihre feinen Hände, durch deren blasse Haut das blaue Geäder

ich dir's mit Worten sagen soll, wie glücklich ich bin, daß es dir gelungen.“ Ihre Augen strahlten ihn an und in halbem Flüstern fuhr sie fort: „Anfänglich hatte ich zuweilen Furcht, daß es nichts werden würde, daß du nicht die Begabung hättest, um etwas derartiges zu schreiben, aber schon nach den ersten Szenen, die du mir vorlasest, wich dieser Kleinglaube und machte der großen, großen Hoffnung Platz, die sich so glänzend erfüllte.“

— Lauter ward ihre Stimme, feuriger: „Und jetzt werden wir zurückkehren nach unserem lieben Holland, wo unser Ahnherr solche Macht besaß. Und wenn wir wieder heimkehren, werden auch die Tage deiner Macht wieder beginnen, die Menschenherzen wirst du unterjochen mit deiner Kunst und Tausende werden Pieter de Kupfer, dem großen Menschendarsteller, zuzubeln und sich glücklich preisen, daß er sie nicht für



Angelika Hartmann,  
Gründerin des Leipziger Gedel-Vereins.  
(Mit Text.)



Gen. ratmajor Liotar Landwehr v. Pragenau,  
der Vorsitzende des Österreichisch-ungarischen  
Ernährungsausschusses.



Ein Soldatenwerber in den Straßen New Yorks.  
(Mit Text.)

schimmerte, spielten mit den dicken Franzen des Schals. „Die Liebe zu mir, Vater, hat dir die Feder geführt,“ sie erhob sich und weit die Arme ausbreitend, rief sie und ein helles Zauchgen war in ihrer Stimme: „Endlich ist's so weit, mein Lebensstraum wird Wahrheit werden!“

Ganz nahe trat sie nun zu dem Alten und kniete vor ihm nieder, seinen Kopf zu sich heranziehend. „Du, Vater, ich weiß ja nicht, wie



Flammenwerfer-Schleifpatrouille bei der Zerstörung feindlicher Traktordrahtseile.

# Unsere Bilder

**Vorpartie aus Frutigen.** Frutigen ist ein echt behäbig-solides Bernerdorf, dem man seinen Wohlstand allerorten ansieht. Nicht zuletzt aber an seiner rotbädigen, kraftstrotzenden Jugend. Milch-, Land- und Forstwirtschaft, besonders aber seine Viehzucht, begünstigt durch ein ausgedehntes Alpweiden, sind die unverlegbaren Quellen eines gutgegründeten Wohlstandes. Vom Gipfel des ausichtsreichen Niesen an zieht sich die ganze nicht endenwollende Niesenfette mit etwa ein bis zwei Duzend Gipfeln und womöglich noch mehr Seitentälern und Tälchen durchs Engstligental hinaus bis gen Adelboden. Jedes Tal hat eine oder mehrere Alpen, die meist von der stämmigen Zimmtaler Rasse bevölkert ist. Welcher Zauber im Frühling, diese Alpenmatten! Weithin dehnt sich der dicke Blütenteppich mit seinem würzigen Kräuterduft, hie und da unterbrochen von reichblühenden Obstbäumen. Weiß im Tal allerwegen, weiß droben an dem schneeigen Berggrat der Niesenfette, Wästen und Schnee, Frühling und Winter.

**Zum Umsturz in Rußland: Der Winterpalast des abgesetzten Zaren in Petersburg.** Der an der Neva gelegene Palast ist von den Revolutionären besetzt und als Volkseigentum erklärt worden; er ist eins der prächtigsten und größten Gebäude der Residenzstadt, umfaßt eine Fläche von 8000 Quadratmeter und ist mit einem selbst für russische Verhältnisse außerordentlichen Prunk ausgestattet. Auch die russischen Kronjuwelen sind dort aufbewahrt. Angeblich spielten sich bei der Erstürmung des Winterpalastes ähnliche Szenen blinder Zerstörungswut ab, wie bei der Plünderung des deutschen Botschaftsgebäudes im August 1914. Der an Gebäuden, Gärten und Kunstgegenständen angerichtete Schaden wird als unabsehbar bezeichnet.

**Die verurteilte Peter-Paul-Festung in Petersburg, das Gefängnis für die sog. politischen Verbrecher.** Hier wurden sofort nach Ausbruch der Revolution die bisherigen Nachhaber Fürst Galizin, Goremykin und der frühere Kommandant in Petersburg, sowie die früheren Minister und Generale Suchomlinow, Belajew, Protopopow, Stscheglowitow, Kallalow, Kalarow und Kurlow gefangen gesetzt, während die politischen Gefangenen aus der Zeit vor dem Umsturz befreit wurden.

**Ein Soldatenwerber in den Straßen Neuports,** eine typische Straßenszene, der an belebteren Plätzen mit einem bunten Bildern geschmückten Plakat auf einem Eisenständer, das die Inschrift „Man wandet for the army“ trägt, Mannschaften für die Armee zu werben sucht. Wie bekannt, besteht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die allgemeine Wehrpflicht nicht.

**Angelika Hartmann,** die Gründerin des Leipziger Fröbel-Vereins und Lehrerin der Fröbelschen Pädagogik, starb im Alter von 87 Jahren. Sie war am 12. Juli 1829 in Köthen geboren und gründete dort, nachdem sie früh ihre Eltern verloren hatte, den ersten Kindergarten. 1875 verlegte sie ihre Tätigkeit nach Leipzig, wo sie bis in ihr hohes Alter im Sinne des großen Pädagogen und Kinderfreundes überaus segensreich wirkte.

# Allerlei

**Fataler Trost.** Ein Kaufahrtschiff ward von einem andern Fahrzeuge verfolgt. — „Ewiges Gott,“ schrien entsetzt einige sich als Passagiere an Bord Befindliche, „das sind gewiß Seeräuber!“ — „So ist es leider,“ versetzte der Kapitän, „aber Sie brauchen keine Angst zu haben, sondern können ganz ruhig sein, meine Herrschaften, denn auf mein Wort, ehe mein Schiff in die Hände der Seeräuber kommt, sprengte ich es in die Luft!“

**Eine patriotische Antwort.** Beim Ausbruch des Krimkrieges gastierte die berühmte französische Schauspielerin Rachel in St. Petersburg. Am Vorabend des Ausmarsches der russischen Truppen gaben einige der mit-einberufenen Offiziere ein Festmahl zu Ehren der Künstlerin. Bei dieser Gelegenheit äußerte einer der hochgestellten von ihnen zur Rachel: „Abschiednehmen wollen wir nicht von Ihnen, wir sagen lieber „Auf Wiedersehen“; denn binnen kurzem werden wir bei Ihnen in Paris sein und Ihre Gesundheit in sprühendem Champagner trinken.“ Das durfte die gute Patriotin ihrem Vaterlande nicht bieten lassen. In ebem Stolz, aber unter den liebenswürdigsten Formen entgegnete sie: „Auf Wiedersehen also in Paris! Leider nur ist Frankreich nicht reich genug, um alle seine Kriegsgefangenen mit Champagner bewirten zu können!“

**Eine heiligegebante Wohlthat.** Im großen Kaiserpaale des Kachener Rathhauses ließ Alfred Rethel, der bedeutende Historienmaler, seine Fresken aus der Geschichte Karls des Großen ausführen. Sein ebenso bedeutender Schüler Joseph Lehren malte gerade allein daran, als Rethel kam, um das Werk zu besichtigen. „Es fehlen die lichten Töne darin“, bemerkte er mißbilligend. Mit einem schwermütigen Ausdruck, wie er ihm sonst nicht eigen war, antwortete Lehren von seinem Gerüst-herunter: „Mir ist augen-

blicke das Kremserweiß ausgegangen.“ Rethel mißbilligte innerlich auch diese „Nachlässigkeit“, sagte jedoch nichts mehr darüber. Und zum drittenmal stieß ihm etwas zu Labelndes auf, indem ihm, der viel auf Eigenheit hielt, ein Blatt Papier auf dem Fußboden in die Augen fiel. Er beherrschte sich auch diesmal, hob es schweigend auf und wollte es in den eigenen Ofen stecken. Da fiel zufällig sein Blick darauf, und er entdeckte, daß es ein Mahnbrief von Lehrens Farbenlieferant war. Jetzt begriff er den Mangel an Kremserweiß und die schwermütige Stimmung seines begabten, aber sehr armen Schülers. — Als dieser nach des Künstlers Entfernung etwas aus seinem Kallasten holen mußte, fand er darin eine ganze Rolle Talerschilde, die von Rethels Hand bezeichnet war mit der Aufschrift „Kremserweiß“. E. D.

# Gemeinnütziges

Nach der Blüte der Alpenrosen ist die geeignetste Zeit, einen etwa notwendig werdenden Rückschnitt vorzunehmen. Erfolgt dies erst im Laufe des Sommers, so wird der nächstjährige Flor nicht so reich ausfallen.

**Herbstaussaat von Schwarzwurzeln** müssen im Frühjahr verzogen werden. Ein Höchstmaß von 10–12 cm ist zulässig. Zu dicht stehende schießen bald in Samen.

**Weltaupflanz an immergrünen Gewächsen** bekämpft man mit Schwefelsäure. Auf 1 Liter Wasser 15 Gramm. Esen und Eonvymus werden vielfach gefallen.

**Sträucher und Bäume,** ferner Rosen und Koniferen verlangen bei der Frühjahrspflanzung lüchtiges Gießen. Koniferen sollten außerdem mit Wasser abgesprengt werden. Jauchen unterlasse man aber bis zum völligen Anwachsen.

**Frühe Kartoffelsorten** dürfen nicht zu tief in den Boden kommen, falls der Boden schwer und feucht ist. Man lege sie mehr oben auf und bedecke sie mit Erde. Dadurch bleiben die Knollen bei ungünstigem Wetter gesund und kommen bald.

**Das Eierfressen der Hühner** hat zum Teil seinen Grund darin, daß den Tieren gewisse Stoffe im Futter mangeln, so daß sie an den Eiern Ertrag dafür suchen. Von dieser Erwägung ging ein sächsischer Geflügelzüchter aus und gab den Eierfressenden Hühnern gepulverten Schwefel und phosphorsauren Kalk im Verhältnis von 1 zu 3 gut gemischt ins Weichfutter. Anfänglich wurde wenig davon gefressen, dann die Gabe erhöht, bis endlich der Zweck erreicht war, die Tiere genug von den ihnen fehlenden Stoffen aus dem Futter erhielten und mit dem Eierfressen aufhörten.

**Einen Schmachttigen** soll man wagrecht lagern und

**Auflösung.**

G	R	E	Y
R	I	G	A
E	G	E	R
Y	A	R	D

ihm nicht etwa ein Kissen unter den Kopf legen. Das Gesicht kann man mit kaltem Wasser besprengen. Nahrungsmittel soll man nicht lange Zeit, aber öfters an die Nase des Bewußtlosen halten. Zu beachten ist, daß Bewußtlose nicht schlucken können. Es ist daher gefährlich, ihnen Flüssigkeit in den Mund zu gießen. Der Bewußtlose kann hierdurch ersticken.

### Scharade.

Das Erste ist nicht hier,  
Das andere soll oft schweigen,  
Das Ganze wirst du mir  
Als Stadt in Deutschland zeigen.  
Julius Fald.

### Anagramm.

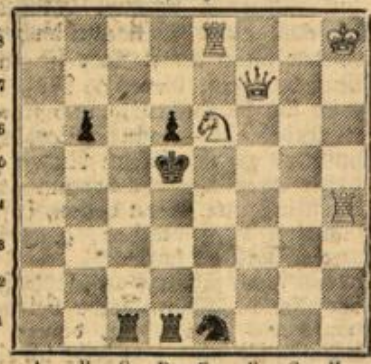
Das, was dir in mancher Nacht  
Angenehmes Licht gebracht,  
Gibt verheißt, in heißen Tagen  
Schatten jenseit, die dort wohnen.  
Frik Guggenberger.

### Kreuzarithmogriph.

- 1 Ein Konsonant.
  - 1 2 3 Ein Raubtier.
  - 5 8 3 1 4 Ein Mundmal.
  - 5 4 1 4 6 6 8 Eine bibl. Person.
  - 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Eine Bierstätte.
  - 6 8 8 6 4 4 7 Arm und Streit.
  - 5 4 7 6 4 Eine Gartenblume.
  - 8 8 7 Ein Fisch.
  - 9 Ein Bokal.
- Die sich kreuzenden Mittelreihen ergeben das gleiche. Deutlich Rosl.

### Problem Nr. 176.

Von H. Adhuhnlein. (Deutsche Schachblätter.)  
Schwarz.



### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Wesen, Weile. — Des Logarithms: Laß, Haß, Saß, Raß.  
Des Bilderrätsels: Die Weisen formen sich selbst.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.